

CATHERINE ISAAC

rowohlt  
e-BOOK

Was  
in unseren  
Sternen  
steht

Roman



**Catherine Isaac**

# **Was in unseren Sternen steht**

*Roman*

Aus dem Englischen von Katharina Naumann

## Über dieses Buch

Niemand weiß, was in seinen Sternen steht. Und würden wir es überhaupt wissen wollen?

Ein Sommer in der Dordogne. Der Duft von Lavendel, im Fluss schwimmen, Bordeaux trinken. Ein Traum – nur nicht für Jess. Denn dort lebt Adam: der Mann, der ihr das Herz gebrochen hat, aber auch der Vater ihres Sohnes. Mittlerweile ist William zehn Jahre alt, und seinen Vater kennt er kaum. Adam hat sich in Frankreich ein neues Leben aufgebaut und führt das Château de Roussignol, ein Hotel, malerisch gelegen inmitten von Kiefernwäldern. Mit diesem Urlaub erfüllt Jess den Herzenswunsch ihrer Mutter. Sie ist überzeugt, Vater und Sohn müssen endlich eine Beziehung zueinander aufbauen. Und auch Jess kann davor nicht länger die Augen verschließen. Denn anders als die meisten Menschen hat sie bereits erfahren, was in ihren Sternen steht, und daher eine Mission: Vater und Sohn müssen sich ineinander verlieben, dafür hat sie einen Sommer lang Zeit. Doch auch ihre eigenen Gefühle für Adam sind längst nicht so abgeschlossen, wie sie dachte.

Ein herzerreißender Roman über Liebe, Familie und Freundschaft und ein Plädoyer dafür, das Leben zu nehmen, wie es ist, und einfach glücklich zu sein.

## Vita

Catherine Isaac, Jahrgang 1974, ist das Pseudonym einer erfolgreichen britischen Autorin. Bevor sie mit dem Schreiben anfang, arbeitete Catherine Isaac als Journalistin. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann und drei Söhnen in Liverpool.

# Impressum

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel «You Me Everything» im Verlag Simon & Schuster, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, April 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«You Me Everything» Copyright © 2018 by Jane Costello

Redaktion Susann Rehlein

Umschlaggestaltung FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildung Tancha, Vector Tradition/Shutterstock

ISBN 978-3-644-40194-5

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

# Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)*

*Für meine Familie*

# Prolog

*Manchester, England, 2006*

**M**anchmal kippt das Leben das Beste und das Schlimmste, das es zu bieten hat, an ein und demselben Tag über einem aus.

Wahrscheinlich keine ungewöhnliche Erkenntnis während einer Geburt, aber es ist nicht der übliche Cocktail aus Schmerz und Freude, der mich darauf bringt. Es ist eher der Umstand, dass ich während der qualvollen Stunden, bis ich endlich das winzige Menschlein kennenlernen darf, das neun Monate lang meinen Körper mit mir geteilt hat, ständig versuche, seinen Vater zu erreichen – um ihn per Handy aus der Kneipe, Bar oder Frau zu holen, in der er gerade steckt.

«Haben Sie an Ihre Unterlagen gedacht?», fragt die Hebamme, als ich allein im Krankenhaus ankomme.

«Meine Unterlagen habe ich dabei. Nur meinen Freund habe ich leider verlegt», sage ich mit einem entschuldigenden Lächeln. Ich lehne mich an den Empfangstresen und warte, dass die Wehe abebbt. «Er kommt sicher bald nach.» Schweiß sammelt sich in meinem Nacken. «Ich habe ihm schon einige Nachrichten hinterlassen.» Zwölf, um genau zu sein. «Er ist bei

einer Firmenveranstaltung. Wahrscheinlich hat er dort kein Netz.»

Ein Teil von mir hofft immer noch, dass das stimmt. Ich bin eben finster entschlossen, in Adam das Gute zu sehen.

«Früher waren die Männer auch nicht dabei», sagt die Hebamme. «Wenn wir also ohne den Papa zurechtkommen müssen, kriegen wir das auch hin.» *Papa*. Die biologischen Tatsachen sind zwar nicht von der Hand zu weisen, aber trotzdem klingt dieser Titel im Zusammenhang mit Adam irgendwie falsch.

Die Hebamme wirkt beruhigend mütterlich, mit stämmigen Beinen, einem Busen, auf dem man einen Blumentopf abstellen könnte, und einer Frisur, die man nur so hinbekommt, wenn man über Nacht Schaumwickler trägt. Auf ihrem Namensschildchen steht *Mary*. Ich kenne Mary erst drei Minuten und weiß bereits, dass ich sie mag, was ein gutes Zeichen ist, zumal sie gleich meinen Muttermund untersuchen wird.

«Na kommen Sie, Herzchen, wir besorgen Ihnen ein Zimmer.»

Ich greife nach der Reisetasche, die mir der Taxifahrer hereingeschleppt hat, aber sie kommt mir zuvor und hebt sie an, wobei sie ins Schwanken gerät.

«Wie lange haben Sie denn vor zu bleiben?», ruft sie lachend, und ich gebe mir die größte Mühe mitzulachen, obwohl gerade die nächste Wehe kommt. Ich schiele fast vor Schmerz, fest

entschlossen, nicht eine der Gebärenden zu sein, die mit ihrem Geschrei alle in Angst und Schrecken versetzen.

Als der Schmerz nachlässt, schleiche ich Mary hinterher, den grell erleuchteten Korridor entlang. Dabei kontrolliere ich erneut mein Handy. Ungefähr ein Dutzend SMS von meiner Mum und von Becky, meiner besten Freundin, aber immer noch keine von Adam.

So war das alles nicht geplant.

Ich will das nicht allein durchstehen.

Ganz egal, wie viele Sorgen ich mir in den letzten Monaten um Adams und meine Beziehung gemacht habe – in diesem Moment würde ich alles dafür geben, ihn bei mir zu haben, damit er meine Hand hält und mir sagt, dass alles gut wird.

«Alles in Ordnung, meine Liebe?», fragt Mary, als wir vor der Tür des Kreißsaals stehen. Ich nicke stumm. Dabei fühle ich mich trotz ihrer vertrauenerweckenden Gegenwart furchtbar allein und voller Angst. Das wird wohl erst vergehen, wenn Adam kommt, um mir die Stirn abzutupfen und meine Hand zu halten.

Der Raum ist klein und zweckmäßig eingerichtet, mit dünnen gemusterten Vorhängen vor den Fenstern, die ihm den Charme eines Jugendherbergszimmers verleihen. Der Himmel draußen hat die Farbe von Rübensirup, und der perlweiße Mond versteckt sich hinter Wolken.

«Hüpfen Sie mal hier drauf», sagt Mary und klopft auf die Liege.

Ich lege mich auf den Rücken und spreize die Beine. Sie verkündet sachlich: «Ich gehe jetzt rein», und schiebt ihre Hand in mich. Mir treten die Augen hervor, und ich kann nicht mehr atmen.

«Vier Zentimeter.» Sie richtet sich auf, lächelt und zieht sich die Latexhandschuhe aus. Die nächste Wehe baut sich auf. «Sie liegen in den Wehen, Jessica.»

«Wie aufregend», ächze ich. Ich wage nicht einzuwenden, dass das für mich keine wirklich neue Erkenntnis ist; immerhin habe ich meinen Küchenboden bereits vor Stunden mit Fruchtwasser getauft.

«Am besten legen Sie sich jetzt auf den Geburtsball und lassen sich von der Schwerkraft helfen. Ich kümmere mich kurz um die Frau nebenan. Wenn Sie mich brauchen, drücken Sie einfach auf den Klingelknopf. Gibt es denn sonst jemanden, der kommen könnte? Eine Freundin? Ihre Mutter?»

Becky wohnt nicht weit weg, aber Mum ist noch immer die erste Wahl in der Not, so peinlich es auch gewesen ist, ihr zu gestehen, dass sich Adam längst aus dem Staub gemacht hat.

«Meine Mutter steht auf Abruf bereit. Wenn ich von meinem Freund bis zwei Uhr nichts höre, kommt sie.»

«Hervorragend», sagt Mary und lässt mich mit meinem Hüpfball, einem iPod mit Jack-Johnson-Songs und einem Lachgas- und Sauerstoffgerät allein. Ich habe vergessen zu fragen, wie man das Gerät benutzt.

Punkt zwei rufe ich Mum an. Sechs Minuten später ist sie da, eingehüllt in eine Wolke von Estée Lauders *Beautiful*. Sie trägt

eine schmale Jeans und eine weiche Leinenbluse und hat eine riesige Sporttasche dabei, in der ihre Last-Minute-Gebärausrüstung verstaut ist. Diese besteht aus einer kleinen Videokamera, einem Gänsedaunenkissen, Zahnputzzeug, der Zeitschrift *Die Frau und ihr Heim*, etwas Handcreme, einer Schale Trauben, zwei großen Tupperdosen mit frisch gebackenen Keksen, einigen rosafarbenen Handtüchern und – kein Witz – einem Kuscheltier.

«Wie geht es dir?», fragt sie ängstlich und zieht sich einen Stuhl heran. Dabei klemmt sie sich eine Strähne ihres blonden Haars hinter das Ohr. Sie trägt nur eine Andeutung von Make-up – bei ihrer schönen Haut braucht sie auch nicht mehr, nur einen Tupper Foundation, Mascara und ein wenig hellbraunen Lidschatten, der das Blau ihrer Augen unterstreicht.

«Ganz gut. Und selbst?»

«Mir geht es sehr gut. Ich bin überglücklich, hier zu sein.»

Ich bemerke, dass sie mit dem Fuß rhythmisch gegen das Bett tritt. Das metallische Geräusch hallt im Zimmer wider. Mum behält immer die Nerven, aber in letzter Zeit werden ihre nervösen Tics auffälliger; und jetzt entwickelt ihr Bein praktisch ein Eigenleben.

«Es kann doch nicht sein, dass du nur sechs Minuten von zu Hause bis hierher gebraucht hast?», frage ich und nehme einen tiefen Zug aus dem Sauerstoffgerät.

«Ich stehe schon seit Mitternacht auf dem Krankenhausparkplatz. Man weiß ja nie, ob nicht irgendwo Stau ist.»

«Wenn sich Adam doch nur einen Bruchteil deiner Gedanken machen würde», murmele ich.

Ihr Lächeln erlischt. «Hast du ihm noch eine SMS geschickt?»

Ich nicke und versuche zu verbergen, wie aufgebracht ich bin. «Ja, aber offenbar war irgendetwas viel wichtiger als das hier.»

Sie greift nach meiner Hand und drückt sie. Sie ist es nicht gewohnt, dass ich gekränkt bin. Ich bin eigentlich überhaupt nicht der gekränkte Typ. Eigentlich bin ich so gut wie nie wirklich wütend auf jemanden oder auf etwas, außer vielleicht auf die Zustände in der Dritten Welt und unsere schreckliche Breitband-Verbindung.

Aber in dieser Nacht ist alles anders.

«Ich hasse ihn», schniefe ich.

Sie schüttelt den Kopf und streichelt mit den Fingerspitzen meine Hand. «Nein, tust du nicht.»

«Mum, du hast ja keine Ahnung, was in letzter Zeit so passiert ist.» Ich fürchte mich davor, sie ins Bild zu setzen, weil das die Seifenblase meiner Träume sicher endgültig zum Platzen bringt – den Wunsch, dass ein Familienleben mit Adam auch nur annähernd so sein könnte wie das, das sie und mein Dad mir geschenkt haben. Meine Kindheit war im Großen und Ganzen wundervoll – sicher und glücklich, trotz einiger schwieriger Phasen.

Sie atmet tief durch. «Okay. Versuch bitte, dich jetzt nicht darüber aufzuregen. Dieser Moment kommt nie wieder. Hast

du Hunger?» Sie holt eine ihrer Tupperdosen heraus.

Ich bringe ein Lächeln zustande. «Im Ernst?»

«Nicht?», erwidert sie überrascht. «Ich bin fast vor Hunger umgekommen, als ich dich auf die Welt gebracht habe. Ich hatte schon einen halben Zitronenkuchen intus, bevor überhaupt meine Fruchtblase platzte.»

Meine Mutter ist eine echte Hilfe bei der Geburt. Sie bringt mich zwischen den Wehen zum Lächeln und beruhigt mich zumindest so lange, bis ich komplett die Kontrolle verliere und nur noch schreien kann.

«Warum haben sie dir nichts gegen die Schmerzen gegeben?», fragt sie leise.

«Ich hab ihnen gesagt, dass ich keine Epiduralanästhesie will. Ich wollte eine natürliche Geburt. Ich habe schließlich ... Yoga gemacht.»

«Jess, du versuchst gerade, ein menschliches Wesen durch deine Vagina zu pressen. Ich glaube, du brauchst mehr als Atemübungen und eine Kerze.»

Sie hat natürlich recht. Nachdem ich mich zum x-ten Mal übergeben habe – davon erzählt einem vorher auch keiner –, packt mich ein derart unvorstellbarer Schmerz, dass ich auch Crack geraucht hätte, wenn es in Reichweite gewesen wäre. Eine blasse Sonne scheint durch das Fenster, und eine andere Hebamme, die sich bestimmt vorgestellt hat, als ich gerade anderweitig beschäftigt war, bückt sich zu meinem Unterleib, um mich zu untersuchen.

«Tut mir leid, Jessica, Sie sind schon zu weit für eine Epiduralanästhesie. Sie können eine Betäubungsspritze haben, wenn Sie wollen, aber dieses Baby wird schon sehr bald da sein.»

Meine Beine zittern unkontrolliert, der Schmerz nimmt mir den Atem und die Fähigkeit, normal zu sprechen oder auch nur vernünftig zu denken.

«Ich will nur, dass Adam hier ist. Mum ... *bitte.*»

Sie fummelt hektisch an ihrem Handy herum, um ihn anzurufen, lässt es fallen, flucht über ihre Ungeschicklichkeit und kriecht auf dem Boden herum. Da klingelt mein Handy.

Und ich werde von der furchtbaren und wundersamen Macht meines eigenen Körpers fortgerissen.

Ungefähr eine Minute und drei Presswehen nach der Pethidinspritze erblickt mein Baby das Licht der Welt, und der Schmerz verzieht sich wie Wolken am Himmel.

Er ist ein Wunder, mein kleiner Junge, mit seinen runden Ärmchen und Beinchen und diesem verwirrten Gesichtsausdruck. Er blinzelt, und sein Gesichtchen wird ganz glatt, als die Hebamme ihn mir in die Arme legt.

«Oh mein Gott», keucht Mum. «Er ist ...»

«Wunderschön», flüstere ich.

«*Gewaltig*», versetzt sie.

Ich kannte Neugeborene bisher nur als hilflos und zart, aber William ist ein hilfloser Viereinhalb-Kilo-Brocken. Und er weint gar nicht, jedenfalls nicht in diesen ersten Minuten, sondern

kuschelt sich einfach an meine warme Brust und macht alles wieder gut.

Fast alles.

Ich drücke meine Lippen auf seine Stirn und atme seinen süßen, ganz neuen Duft ein. Genau in diesem Augenblick wird die Tür aufgerissen. Adam ist da und widerlegt die allgemeine Annahme, dass es besser ist, spät zu kommen als nie.

Ich weiß nicht, was überwältigender ist, als er sich uns nähert – das Parfüm einer anderen Frau oder der säuerliche Gestank nach Alkohol. Er trägt noch die Kleidung vom Tag zuvor. Den Lippenstift hat er in der Hektik nicht von seinem Hals wischen können, sodass ein Fleck in Schlampenpink von seinem Ohr bis zu seinem Hemd reicht.

Plötzlich will ich ihn weder in meiner noch in der Nähe meines Babys haben – keine noch so große Menge antibakteriellen Handgels kann etwas an der Tatsache ändern, dass er vollkommen neben der Spur ist. In mehr als einer Hinsicht. Und ich frage mich, seit wann ich das eigentlich schon weiß.

«Darf ... darf ich sie mal nehmen?», fragt er und streckt die Arme aus.

Mum zuckt zusammen, und ich sauge scharf die Luft ein. «Es ist ein *Junge*, Adam.»

Überrascht blickt er auf, lässt die Arme hängen und sieht uns an, offenbar außerstande, noch irgendetwas zu sagen, ganz zu schweigen, das Richtige zu tun.

«Du hast es verpasst», stelle ich fest und wische mir eine Träne von der Wange. «Wie konntest du es nur verpassen, Adam.»

«Jess, hör zu ... Ich kann alles erklären.»

# Kapitel 1

## *Zehn Jahre später, Sommer 2016*

**I**ch weiß gar nicht, warum ich neuerdings so schlecht packe. Früher, als ich noch Zeit und Muße hatte, aufblasbare Kissen und Kosmetik in Reisegrößen zu kaufen, konnte ich das gut. Es liegt gar nicht daran, dass ich zu wenig Platz zur Verfügung hätte; mein alter Citroën platzt aus allen Nähten. Trotzdem habe ich das unangenehme Gefühl, etwas vergessen zu haben – oder gleich mehrere Etwasse.

Das Problem ist, dass ich mir keine Liste gemacht habe. Heutzutage sind Listen ziemlich in Mode und die Lösung für praktisch alles, selbst für den Fall, dass die Welt untergeht. Leider bin ich bereits in der Phase, in der so viel zu tun ist, dass ich nur noch vor mich hin hetze und Listen unerreichbarer Luxus sind. Außerdem kann ich auch noch am Ziel einkaufen, wenn ich etwas vergessen habe – wir fahren schließlich nur nach Frankreich aufs Land, nicht ins Amazonasbecken.

Wenn ich schon planlos gepackt habe, dann weiß ich nicht, wie man Williams Packversuche nennen soll. In seiner Reisetasche sind hauptsächlich Haribos, die er nach einem

Übernachtungsbesuch unter seinem Bett gefunden hat, Bücher mit Titeln wie *Die giftigsten Schlangen der Welt*, einige Wasserpistolen unterschiedlichen Formats und eine Auswahl penetrant riechender Toilettenartikel.

Für Letztere hat er erst seit neuestem ein Interesse entwickelt. Sein Freund Cameron hat entschieden, dass man ab zehn Jahren Deodorant benutzen muss. Es hat mich einige Überzeugungskraft gekostet, meinem Sohn klarzumachen, dass es Quatsch ist, in einer Wolke Axe Africa und Badehose herumzulaufen.

Ich setze mich auf den Fahrersitz, drehe den Schlüssel und bin wie immer überrascht, dass der Motor tatsächlich anspringt. «Hast du auch alles?», frage ich.

«Glaub schon.» Mein Herz zieht sich beim Anblick seines strahlenden Gesichts schmerzhaft zusammen. Seit ich ihm gesagt habe, dass wir den Sommer mit seinem Dad verbringen werden, ist er völlig aus dem Häuschen. Ich beuge mich zu ihm rüber, um ihm ein Küsschen zu geben. Er nimmt es hin, aber die Zeiten, in denen er die Arme um mich schlang und verkündete, dass ich die beste Mum sei, die er je gehabt habe, sind lange vorbei.

William ist groß für sein Alter, beinahe schlaksig, trotz seines enormen Appetits und seiner aktuellen Leidenschaft für Pizza von *Domino's*. Die Größe hat er von seinem Vater, ebenso die Augenfarbe, die aussieht wie flüssige Schokolade, seine leicht bräunende Haut und das dunkle Haar, das sich in seinem Nacken kräuselt.

Ich bin gerade mal 1,64 Meter groß, es wird also nicht lange dauern, bis er mich überragt. Aber auch jetzt schon kommt kaum jemand auf die Idee, dass er mein Kind sein könnte. Meine Haut ist blass, voller Sommersprossen und wird schon beim ersten Sonnenstrahl rot. Mein schulterlanges blondes Haar lockt sich nicht wie das meines Sohnes, aber ganz glatt ist es auch nicht; es hat einen Knick, der mich früher furchtbar geärgert hat – damals, als ich sonst keine Sorgen hatte.

«Wer passt eigentlich aufs Haus auf, während wir weg sind?», fragt er.

«Darauf muss eigentlich keiner aufpassen, mein Schatz. Hin und wieder muss nur die Post aus dem Briefkasten genommen werden.»

«Und wenn jemand einbricht?»

«Das wird nicht passieren.»

«Woher weißt du das?», fragt er.

«Wenn jemand in dieser Straße einbrechen will, ist unser Haus sicher das letzte, das er aussuchen würde.»

Ich hatte unser winziges Reihenhäuschen in Süd-Manchester dank einer Finanzspritze von Dad direkt nach Williams Geburt kaufen können, kurz bevor die Gegend trendy wurde.

Zu den ironisch gemeinten Bingo-Abenden in der Falafel-Bar am Ende der Straße gehe ich nicht, und ich habe vielleicht einmal das Quinoa-Sauerteigbrot in der Biobäckerei probiert. Aber ich bin sehr für diese Art von Läden. Doch die dank Falafel und Quinoa gestiegenen Immobilienpreise bedeuten auch, dass ich vermutlich die einzige dreiunddreißigjährige

Alleinerziehende mit mickrigem Gehalt bin, die in dieser Gegend wohnt. Ich unterrichte Kreatives Schreiben in der Oberstufe der Schule hier, und das bringt mehr inhaltliche als finanzielle Zufriedenheit.

«Bei Jake Milton haben sie aber eingebrochen», verkündet William düster, als wir die Straße hinunterfahren. «Sie haben den ganzen Schmuck von seiner Mum geklaut, das Auto seines Dads und Jakes Xbox.»

«Wirklich? Wie schrecklich.»

«Echt, ja. Er war schon auf dem letzten Level von *Garden Warfare*», seufzt er und schüttelt den Kopf. «Das kriegt er *nie* wieder hin.»

Zehn Minuten später halten wir vor den Willow Bank Lodges. Das Gebäude sieht von außen aus wie ein übergroßes Lego-Haus – mit schlammfarbenen Ziegelsteinquadern und einem grauen Dach. Andererseits sucht wohl niemand ein Pflegeheim nach dem Aussehen aus.

Ich tippe den Code für die beiden Eingangstüren ein und schreibe unsere Namen in die Liste. Ein Schwall altmodischer Küchengerüche dringt in die Eingangshalle – zu lange gebratenes Fleisch und totgekochtes Gemüse. Aber es ist alles sauber, hell und gut in Schuss hier, auch wenn der Innenarchitekt farbenblind gewesen sein muss. Die Tapete mit dem geprägten Wirbelmuster ist avocadogrün, der Boden mit roten und blauen Teppichfliesen bedeckt, und die Fußleisten sind in einem Orangeton lackiert, den jemand fälschlicherweise für natürlich gehalten haben muss.

Hinter einer Flügeltür befinden sich der Speisesaal und der Fernsehraum. Von dort aus hört man Mittagessengeräusche, also machen wir uns dorthin auf, statt den Flur entlang zu Mums Zimmer zu gehen.

Einer der Dauerbewohner tritt mit einem Gesichtsausdruck aus dem Badezimmer, als wäre er gerade in Narnia angekommen. «Alles in Ordnung, Arthur?», frage ich ihn sanft. Er richtet sich sofort auf. «Ich suche nach meinen Pfannen. Hast du mir meine Pfannen weggenommen?»

«Wir waren es nicht, Arthur. Wollen wir in den Speisesaal gehen?» Ich will ihn schon daran hindern, die Tür zur Besenkammer aufzumachen, als sich die Flügeltür öffnet und Raheem vom Pflegepersonal kommt, um ihn wegzuführen.

«Hi», sagt William. Raheem ist Mitte zwanzig und kommt aus Somalia. Außerdem besitzt er eine Xbox, deshalb haben William und er immer viel zu besprechen.

«Hallo, William. Deine Grandma sitzt gerade beim Mittagessen. Vielleicht haben wir sogar noch ein bisschen Ananasplunder übrig, wenn du möchtest?»

«Ja, gut.» Mein Sohn würde niemals ein Essensangebot ablehnen, es sei denn, ich habe mir für die Zubereitung ungeheure Mühe gegeben. Dann zieht er immer ein Gesicht, als ob ich ihm einen Teller voller dampfender Industrieabfälle servieren würde.

Arthur schlurft, von Raheem gefolgt, durch die Tür, und ein weiterer Mann erscheint. Auf seiner Stirn haben sich jahrelange Sorgen eingegraben.

«Granddad!» Auf Williams Gesicht breitet sich ein Lächeln aus, und die blassgrauen Augen meines Vaters erwachen funkelnd zum Leben.

## Kapitel 2

Es ist eins der kleinen Wunder in meiner Welt, dass mein Vater regelrecht aufleuchtet, sobald sein Enkel in der Nähe ist – und das trotz des unvorstellbaren Drucks, der auf ihm lastet.

«Bist du bereit, William?»

«Jawohl. Alles gepackt und auf dem Weg, Granddad.»

Mein Vater fährt ihm durchs dicke, lockige Haar und tritt einen Schritt zurück, um ihn sich noch einmal genau anzusehen. «Ich hätte mit dir zum Friseur gehen sollen, bevor ihr losfahrt.»

«Ich mag meine Haare lang, Granddad.»

«Du siehst aus wie ein explodiertes Kissen.»

William kichert, obwohl er diesen Scherz öfter gehört hat, als er zählen kann.

«Wie viele Minuten haben viereinhalb Stunden?», fragt mein Vater.

«Hm. Zweihundert und ... siebzig.»

«Guter Junge.» Er zieht ihn an sich und umarmt ihn.

Die Tatsache, dass mein Sohn in Mathe auf der Liste der Begabten und Talentierten seiner Schule steht, ist leider nicht das Verdienst seiner Eltern. Dieses Fach ist definitiv nicht

meine Stärke, und die einzigen Zahlen, mit denen Adam sich auskennt, sind weibliche Maße.

Aber mein Vater, der Buchhalter ist, war für William immer mehr ein Vater als Adam. Die Doppelhaushälfte meiner Eltern liegt nur zehn Minuten von unserem Haus entfernt und ist für William wie ein zweites Zuhause. Dort hat er mit Dad Puzzles gelegt und Törtchen mit Mum gebacken.

Und als er zur Schule kam, wartete mein Vater immer vor dem Schultor und nahm ihn mit, um mit ihm Hausaufgaben zu machen oder ihn zum Karate zu bringen, während ich bei der Arbeit war.

In den letzten Jahren hat sich das alles geändert. Meine Mutter ist nicht mehr die Grandma, die sie einmal war – sie ist nicht mehr die Frau, die noch vor sieben, acht Jahren mit William auf dem Schoß die große, geschwungene Rutsche im Indoorspielplatz in unserem Viertel hinuntergerast ist. Sie hat sich nie darum gekümmert, dass sie vielleicht selbst wie ein großes Kind wirkte; während andere Frauen ihres Alters ihren Latte schlürften, schlüpfte sie einfach aus ihren Schuhen und stürzte sich mitten ins Getümmel, und William kreischte vor Begeisterung.

«Ich geb dir ein bisschen Taschengeld mit», sagt mein Vater und wühlt in seiner Hosentasche.

«Das musst du aber nicht, Granddad», murmelt William nicht sehr überzeugend, als mein Vater ihm eine Zwanzigpfundnote in die Hand drückt.

«Kauf dir auf der Fähre einen Comic.»

«Kann ich auch eine Cola haben?»

«Natürlich», antwortet mein Vater, bevor ich es verbieten kann.

«Danke, Granddad. Das weiß ich sehr zu schätzen.» William huscht in den Speisesaal, um seine Grandma zu finden, und ich bleibe noch, um ein wenig mit meinem Vater zu plaudern.

«Ihr hättet direkt zur Fähre fahren sollen, Schätzchen», sagt er. «Ihr müsst uns doch nicht noch vorher besuchen.»

«Natürlich müssen wir das. Ich dachte, ich geb Mum ihr Mittagessen, bevor wir abfahren.»

«Das mache ich gleich. Ich wollte nur noch schnell eine Zeitung kaufen.»

«Nein, ich würde das gern tun, wenn es dir nichts ausmacht.»

Er nickt und atmet tief durch. «Na gut. Aber versprich mir, dass du versuchst, dich in Frankreich ein bisschen zu erholen. Du hast den Urlaub wirklich nötig.»

Ich lächele zweifelnd. «So nennst du das? Urlaub?»

«Du wirst es genießen, wenn du es *zulässt*. Und bitte tu das unbedingt. Tu es um deiner Mum willen, wenn dir das hilft. Sie will das wirklich, weißt du.»

«Ich finde immer noch, dass wir zu lange weg sind.»

«Seit zehn Jahren leben wir schon damit, Jessica. In den nächsten fünf Wochen wird absolut gar nichts passieren.»

Mum sitzt ganz hinten im Speisesaal, neben dem offenen Terrassenfenster. William sitzt daneben und plaudert mit ihr.

# Anmerkungen der Autorin

Nach vielen Jahrzehnten konnten Wissenschaftler im Dezember 2017 einen Durchbruch in der Forschung zur Huntington-Krankheit erzielen.

Eine Studie an Erkrankten hat bewiesen, dass ein neues Präparat tatsächlich die Konzentration des Nerven schädigenden Proteins Huntingtin im Körper senken kann. Das Forscherteam des University College London spricht von einer realistischen Hoffnung, damit die Krankheit zumindest verlangsamen oder sogar ihren Ausbruch verhindern zu können.

Während ich das hier schreibe, wird jedoch noch auf Ergebnisse einer Langzeitstudie gewartet. Diese werden zeigen, ob ein gesenkter Huntingtin-Spiegel tatsächlich den Verlauf der Krankheit verändert.

Um mehr über die Huntington-Krankheit selbst oder über Hilfsmöglichkeiten zu erfahren, können Sie sich an die Huntington's Disease Association in Großbritannien ([www.hda.org.uk](http://www.hda.org.uk)), an die Huntington's Disease Society of America ([www.hdsa.org](http://www.hdsa.org)) oder an die Deutsche Huntington-Hilfe ([www.dhh-ev.org](http://www.dhh-ev.org)) wenden.

# Danksagung

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, wenn ich all jenen danken will, die sich für dieses Buch eingesetzt haben. Aber Sheila Crowley bei Curtis Brown ist schon mal ein guter Anfang. Ohne Sheilas Ehrgeiz, Kraft und Vision gäbe es *Was in unseren Sternen steht* nicht. Auf gar keinen Fall hätte dieses Buch meine Karriere als Autorin in eine so unerwartete und wunderbare Richtung katapultiert.

Mein Dank gilt außerdem Rebecca Ritchie für ihre begeisterte Unterstützung und allgemeine Freundlichkeit. Und Anne Bihan, deren harte Arbeit und Leidenschaft für diesen Roman der Grund dafür ist, dass er in so viele Sprachen übersetzt wird.

Eine der mir am häufigsten gestellten Fragen lautet: «Würden Sie sich freuen, wenn es einen Film zu Ihrem Buch gäbe?» Ich hätte mir derlei hochfliegende Hoffnungen niemals erlaubt, bis Luke Speed von Curtis Brown mir die Neuigkeit überbrachte, dass *Was in unseren Sternen steht* von der Produktionsgesellschaft Temple Hill optioniert wurde. Einen riesigen Dank an beide.

Ich danke meiner amerikanischen Lektorin Pamela Dorman bei Penguin. Es ist eine Ehre und ein Vergnügen, mit ihr zu

arbeiten. Ich bin nicht nur dankbar, die Chance zu haben, für die Leser in den USA zu schreiben, sondern auch für die Sorgfalt, mit der sie dieses Buch behandelt hat – und für alles, was ich während des Lektoratsprozesses von ihr lernen konnte.

Es war eine Freude, mit meinem langjährigen Verlag Simon & Schuster UK an der Neuausrichtung meiner Schreibkarriere zu arbeiten. Ich danke Suzanne Baboneau, Jo Dickinson und Sara-Jade Virtue für ihre Hingabe, die unermüdliche, harte Arbeit und, in S-Js Fall, für den Gin. Dank auch an Clare Hey für ihre Begeisterung und ihre Anmerkungen zur ersten Fassung des Romans.

Ich stehe bei der Huntington's Disease Association in der Schuld. Sie hat mir bei der Recherche für dieses Buch geholfen. Die Aufgabe kam mir unüberwindbar vor, bis ich Bill Crowder kennenlernte. Seine Anleitung und stete Bereitschaft, auf meine zahllosen Fragen zu antworten, war unbezahlbar, ebenso wie die Zeit, die Cath Stanley meinem Roman gewidmet hat: Sie hat die finale Fassung gegengelesen.

Danke an die Huntington's Disease Society of America, die mir erlaubt hat, den Abschnitt von ihrer Website zu verwenden, der in Kapitel 26 zu finden ist.

Danke auch an Frédérique Polet, meine Lektorin von Editions Presses de la Cité, die mein ziemlich eingerostetes Schulfranzösisch und die daraus stammenden Dialoge aufpoliert hat.

Zu guter Letzt gilt mein Dank meiner wunderbaren Familie: Mark, Otis, Lucas, Isaac und meiner Mutter und meinem Vater.

Aber auch meinem Onkel Colin für die Datenverarbeitung und meinem Bruder Stephen dafür, dass er das allerbeste Licht für meine Autorenfotos gefunden hat.